

Pauli

»Ein unbeschreiblich freies Gefühl«

ALS ICH MIT einundzwanzig Jahren in den Orden eintrat, spielte mein »So-sein« bei dieser Entscheidung eigentlich keine wesentliche Rolle – zumindest nicht bewusst. Für mich war schon sehr lange klar, dass ich schwul war und es machte mir eigentlich wenig Kopfzerbrechen. In den letzten Jahren meiner Internatszeit hatte ich eine intensive Beziehung und glaubte von daher zu wissen, auf was ich »verzichte«. Insofern war das erste Jahr Kloster mit all dem, was es an neuer Lebensform brachte und bot, von wenig Auseinandersetzung mit dem Thema »Homosexualität« geprägt.

Erst als ich dann zum Studium kam und bemerkte, dass mit mir im Studentenwohnheim Menschen zusammenwohnten, die nicht nur das gleiche studierten, sondern manche davon auch gleich fühlten, wurde mein Schwulsein wieder mehr zum Thema. Ich wurde von einem Freund zu Szenengängen eingeladen und erlebte zum ersten Mal eine Welt, die mir bis dato fremd war. Da bemerkte ich, dass ich bisher von vielem gar keine Ahnung hatte. Wohl wusste ich, dass ich schwul war, dass ich mir daraus auch kein Gewissen machte, aber diese Art schwulen Lebens kannte ich nicht und vor allem ging mir jetzt erst wirklich so richtig auf, dass ich nicht der einzige bin, sondern dass es unzählige sind, die so fühlen, die sich offenbar nicht verstecken. Wenn auch die Szene nicht das meinige war, so machte mich diese Erfahrung freier und ich schaue heute noch auf sie als sehr wichtig zurück. Jetzt ging ich auf die Suche nach schwulen Schriftstellern und verschlang z.B. die Werke von Klaus Mann. Eines Tages meinte ein Bekannter, der mich gerade besuchte, recht schnippisch, dass er gerne wissen möchte, warum ich so gehäuft Klaus Mann ausleihe. Damals wurde mir schmerzlich bewusst, dass ich doch Angst hatte: Angst, erkannt zu werden und ausgeliefert zu sein. Grund dieser Angst war mein mangelndes Selbst-Bewusstsein. Die Frage trieb mich plötzlich um, ob ich als Schwuler überhaupt im Orden leben kann. Eine Frage, die ich mir vorher nicht gestellt hatte, weil ich in der Homosexualität, genauso wenig wie in der Heterosexualität, kein Hindernis für ein Leben im Orden sah. Doch diese Bemerkung des Bekannten und noch manch andere dieser Art, machten mich immer zweifelnder. Nach

vielen Gesprächen mit meinem geistlichen Begleiter kam ich dann dahin zu sagen: »Ich bin schwul und ich bin Ordensmann und beides ist gut so und muss sich nicht widersprechen! Ich brauche mich nicht verstecken, sondern darf zu dem stehen, wer und was ich bin.« Das gab mir ein unbeschreiblich freies Gefühl angesichts einer moralinsauerer Umgebung.

Ab diesem Zeitpunkt wurden auch andere schwule Menschen in meinem Leben wichtig. Ich konnte mich einem Mitbruder offenbaren und ging eine Beziehung außerhalb des Ordens ein, die zwei Jahre anhielt. Das war eine ganz wichtige Zeit für mich, in der mir aber immer mehr aufging, dass Ordensleben und Beziehung nicht zusammengehen. Nicht weil Beziehung etwas Verwerfliches ist, sondern weil ich weder im Orden noch in der Beziehung verantwortlich und ehrlich gelebt habe. Der vermeintliche Partner war immer derjenige, der in der Luft hing. Entscheidung für ihn oder den Orden stand an. Ich entschied mich für den Orden, weil ich im Inneren überzeugt war und bin, dass das mein Weg ist und zu einer Beziehung mehr gehört als der Reiz des Verbotenen. Es war ehrlicher, den anderen freizugeben. Während meines Studiums las ich einmal ein Buch, in dem schwule Ordensleute berichteten, wie sie als Homosexuelle lebten. Da war die Rede von nächtlichen Affären in irgendwelchen dunklen Parks, von ein paar Stunden im Kino und von dauerhaften Beziehungen. Zu der Zeit als ich das Buch gelesen hatte, dachte ich nicht im Traum daran, dass ich mich jemals auf eine Beziehung einlassen würde oder dass ich auch ein solches Kino besuchen könnte. Damals als ich meinen Freund kennen lernte, wurde ich eines besseren belehrt. Seitdem urteile ich anders, weil ich weiß, dass sich keiner von uns gegen diese mächtige Sehnsucht erwehren kann, wenn sie ihn denn einmal packt.

Später einmal bekam auch mein Oberer einen Fingerzeig, dass mit mir etwas »nicht stimme«, also dass ich schwul sei. Als mir das schließlich hinterbracht wurde, befahl mich plötzlich Angst, obwohl ich doch vermeintlich so frei mit der »Sache« umging. Jetzt schien alles zusammenzuberechnen, mein Leben eine Wende zu nehmen. Ich malte mir aus, wie ich aus dem Orden verbannt würde, als auf ewig Gebrandmarkter irgendwo den Rest meines Lebens verbringen müsste, büßend für mein bisheriges Leben. Erst nach und nach erholte ich mich vom Schrecken und von den damit verbundenen Horrorphantasien. Nachdem mein Oberer mich deswegen nicht ansprach, ich aber spürte, dass sein Schweigen nicht Toleranz, sondern eher Angst vor der Wahrheit seinerseits bedeutete, musste ich handeln. Schon gleich, weil ich nicht wollte, dass irgendwann die Gelegenheit ergriffen wird und ich mit diesem Thema unter Druck gesetzt oder abserviert werde. Mein Schwulsein ist mir zu wertvoll, als dass ich mich damit Menschen ausliefere, die sich ihrer selbst nicht bewusst sind und sich vor sich selbst fürchten. Mein Oberer reagierte zum einen erleichtert, als ich mit diesem Thema auf ihn zukam, zum anderen aber sehr seltsam. Er stellte mir Fragen, die mich verletzten, weil ich mich totem Unverständnis gegenüber fand: »Bist Du verführt worden?«,

»Bist du eher aktiv oder passiv in der Suche nach Partnern?« oder »Bist Du mit einer Therapie einverstanden?«. In der Retrospektive kann ich heute darüber lächeln, doch damals war ich ziemlich am Boden. Es war so, dass ich bei ihm sprichwörtlich bei Adam und Eva anfangen musste. Eine Therapie wegen Homosexualität kam für mich nun wirklich nicht in Frage und ich erzählte ihm, dass ich Mitglied einer Gruppe schwuler Priester bin, die sich regelmäßig treffen und austauschen. Zudem meinte ich, dass homosexuelle Neigung nicht gleichzusetzen ist mit einem rein triebgesteuerten Verhalten – jedenfalls nicht mehr oder weniger als das bei der heterosexuellen Ausrichtung der Fall ist. Wir verblieben dabei, dass er sich vorbehält, mich immer wieder zu fragen, wie es mir »damit« gehe. Gefragt hat er nie wieder. Aber mir geht's trotzdem gut! Heute bin ich auch irgendwie dankbar, dass ich meinem Oberen reinen Wein eingießen musste, denn in der Auseinandersetzung damit sortierte und klärte sich einiges bei mir.

Und ich bin dankbar, dass ich durch diese und jene Situation die Erfahrung machen durfte, dass Gott es ist, der mich führt und leitet – selbst dann, wenn es scheinbar »Sünde« sein kann. Ich habe erfahren, dass ich immer wieder – auch in der Szene – an IHN erinnert werde. Diese Situationen kann und will ich hier nicht ausbreiten, doch das Gesagte mag verständlich werden, wenn Ihr Euch vorstellt, Ihr geht als einigermaßen gut aussehende Leute in die Szene, und wisst genau, was Ihr wollt, und Euch dann nicht nur einmal Menschen begegnen, die ohne zu ahnen, wer Ihr als ihr Gegenüber seid, Gespräche beginnen, die ganz und gar nicht im Bett enden. Für manche von Euch vielleicht lächerlich, für mich tiefe Erfahrungen, dass es gut ist, so zu sein, wie ich bin. Insofern ist meine Beziehung zu IHM eine immer innigere geworden.

Der Weg, auf dem ER mich begleitet, ist der Weg im Ordensleben mit Gelübden, in einer konkreten Gemeinschaft mit ganz konkreten Menschen. Nur wenigen von ihnen kann ich mich wirklich anvertrauen, denn leider wissen nicht viele von ihnen damit umzugehen. Bemerkungen, dass Homosexuelle für den Orden eine Gefahr darstellten, fallen auch heute noch – nicht nur bei den älteren Mitbrüdern. Zu oft wird Homosexualität mit Homogenitalität gleichgesetzt und dabei gestehen die, die so denken, insgeheim zu, dass sie nur in letzterer Kategorie denken. Ich dagegen glaube, dass jeder Mensch, der von Gott gerufen ist, IHM im Orden näher zu kommen, eine Bereicherung für eine Gemeinschaft darstellt. Mag er hetero- oder homosexuell sein, es geht darum, dass er immer wieder dahin zurückkommen will, IHM zu begegnen. Das ist für mich das einzige Kriterium – was sonst passieren mag, gehört eben zum Leben. Das versuche ich immer wieder deutlich zu machen, wenn sich die Gelegenheit ergibt. In der Tiefe des Herzens spüre ich, wohin ich gehöre, aber ich spüre genauso, dass es mich auch immer wieder wegzieht, dorthin, wo ER nach sogenanntem moralischen Ermessen doch »nie sein kann« – und siehe da – auch dort ist ER – ganz offenkundig.

Für mich ist Gott der, der immer bei mir ist, der mich nicht verlässt und der mich vor allem nicht fallen lässt. So versuche ich täglich in den Zeiten des gemeinsamen Gebetes, in der Feier der Eucharistie, in Zeiten der Stille vor meinem Gott und meiner Gemeinschaft einfach dazusein, mir bewusst, dass es sich beim Schwulsein um ein Talent handelt, das mir wie vielen anderen in die Wiege gelegt wurde. Mit Talenten sollen wir wuchern, wir sollen sie so einsetzen, dass sie Gewinn bringen für die anderen und für uns. Das ist immer wieder eine Herausforderung innerhalb der selbst gewählten Lebensform, das Talent der Homosexualität zu entfalten. Und es ist schön und tut gut, wenn ich zurückblicke und sehe, was gewachsen ist, seitdem ich immer mehr zu mir stehen kann: an Spirituellem, an Liebe, an Freundschaft, an Erfahrungen. Das ermutigt mich und lässt mich weiter auf diesem Weg gehen. Jemand sagte einmal zu mir: »Was immer auch geschieht, Du musst leben wollen! Höre nicht auf, leben zu wollen!« Die Erfahrung von Leben ist immer dann da, wenn ich mich selbst ehrlich anschau und mich selbst als den erfahren möchte, der ich bin. Wenn ich das will, dann lebe ich und wachse an und mit meinem Talent!

Vielleicht klingt das alles etwas zu ideal, aber ich denke so, weil ich eben diese Erfahrungen gemacht habe. Als ein Mensch aus Fleisch und Blut muss ich immer neu schauen, wie die Sehnsucht nach Nähe und Geborgenheit bei einem menschlichen Du zusammengeht mit einem Leben nach den Gelübden meines Ordens. Immer wieder ist es eine Gratwanderung zwischen dem Faszinierenden all dessen, was die »schwule Welt« sonst noch bietet und dem, was ich als Lebensweg eingeschlagen habe. Ab und zu gibt es Momente, in denen ich dem Faszinierenden »nachgebe« und dann aber umso tiefer das finde, was ich eigentlich suche. Als mir immer mehr bewusst wurde, dass Schwulsein ein Talent ist, wurde mir auch klar, dass ich als schwuler Ordensmann dieses Talent auch einsetzen muss, dort wo ich arbeite. Hier helfen zu können, Menschen Mut zu machen, sie ein Stück weiter zu Gott, ihrem liebenden Schöpfer, führen zu dürfen, ihnen in den vielfältigsten Fragestellungen beizustehen und mit ihnen Wege aus so mancher ausweglosen Situation zu suchen, macht mir Freude und stimmt mich immer wieder dankbar. Und vieles, denke ich mir oft, könnte ich gar nicht nachvollziehen, wenn ich nicht selber dieses oder jenes selbst erfahren hätte. Und das wiederum lässt die Stimmen Unrecht bekommen, die sagen, dass Homosexuelle im Orden nichts verloren hätten. Doch das eine schließt das andere nicht aus, im Gegenteil, beides verlangt Ehrlichkeit mit sich selbst und verantwortliches Umgehen. Die Neigung wird von der Lebensform positiv beeinflusst und die Lebensform von der Neigung. Und ich bin davon überzeugt, dass beides zusammen mich Gott näher bringt. Und ich glaube, dass ich nur dann positiv als Ordensmann wirken kann, wenn ich mir meiner Neigung, meiner Sehnsucht, bewusst bin und sie auch einbringe und ihr Raum gebe. Jedenfalls möchte ich das ganz gerne so manchem homosexuellen Ordensmann sagen, der sich seine Neigung nicht eingestehen kann: die Energie, die verlo-

ren geht im »Weghabenwollen«, geht eigentlich den Menschen verloren, für die wir da sein sollen. Und die, die in der Kirche wieder die »Schwulenhatz« eröffnen möchten oder sie eigentlich schon eröffnet haben, möchte ich gerne fragen, wie viel dann eigentlich noch übrig bleiben. Wenn die Auslese in den Seminaren nach der sexuellen Neigung geschieht und nicht nach der Stufe der wohl schwerer feststellbaren charakterlichen Reife, dann ist es schlimm bestellt um die Institution »Kirche«. Denen, die sich ihrer selbst bewusst sind, und sich an ihrem Talent freuen, und vielleicht zögern, in einen Orden zu gehen oder Priester zu werden, möchte ich Mut machen, diesen Schritt zu tun.

Trotz allem Auf und Ab, was sicherlich noch kommen wird in meinem Leben, bin ich zuversichtlich, dass es gut wird, denn ich bin nicht anders als ER mich geschaffen hat.

So brauche ich also nach all dem Gesagten auch kein Mitleid, wie es im Katechismus der katholischen Kirche heißt, und Takt vor der Neigung des anderen setze ich ohnehin voraus.¹ Vielmehr haben sich so manche »Schwierigkeiten« nicht aus meiner Veranlagung und meinem Umgang mit ihr an sich ergeben, sondern daraus wie andere damit umgehen. Und bisweilen frage ich mich, wer mehr Mitleid und Takt nötig hat, derjenige, der sich ehrlich anschauen mag, oder derjenige, der sich selbst zu erfahren nicht in der Lage ist.

1 Vgl. Katechismus der katholischen Kirche, München 1993, Zif. 2358.